



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schultheiß, Guntram: Der deutsche Volkscharakter und seine Wandlungen  
: (Fortsetzung.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

auch dem Rechte verwerflich erscheine und von ihm nicht geduldet werden könne. Diese staatliche Mißbilligung eines Lasters, über welches in weiten Kreisen noch so leicht gedacht und geurteilt wird, welches vielen ein ganz unschuldiges und ungefährliches Vergnügen zu sein scheint, kann und wird nicht ohne Einfluß auf die gesellschaftlichen Anschauungen sein, sie wird dazu beitragen, diese im Laufe der Zeit umzuändern und umzubilden und an Stelle der Schlawheit sittliche Strenge zu setzen. Schon von diesem Gesichtspunkte aus bietet der Erlass eines Strafgesetzes gegen die Trunkenheit so große Vorteile, daß er nicht lebhaft genug ersehnt werden kann.



## Der deutsche Volkscharakter und seine Wandlungen.

Von Guntram Schultheiß.

(Fortsetzung.)



as Übergewicht, das die germanische und deutsche Art der einzelnen Persönlichkeit gewährt gegenüber den Formen und Bedingungen des Zusammenlebens, prägt auch jedem Lebensverhältnis seinen eigentümlichen Zug auf. Für allen Anschluß ist schließlich der freie Wille die Hauptsache, die Festhaltung des Anschlusses bildet die deutsche Tugend der Treue; und die Treue gegen sich selbst ist die Tugend der Stäte oder Beständigkeit, die in der mittelalterlichen Tugendlehre eine so hohe Rolle spielt. Aus der Treue, aus dem freiwilligen Festhalten an dem Gewählten, sind die mannichfachsten Gestaltungen deutschen Lebens, deutscher Sittlichkeit hervorgegangen. In uralter Zeit die eigentümliche Form der Gefolgschaft, später das Lehensverhältnis; und nicht minder beruht die Anhänglichkeit an Fürsten und Herrscher auf diesem Bedürfnis persönlichen Gemütsanschlusses. Wie oft hat sie unsern Dichtern Stoff gegeben, und wer möchte die schöne Gruppe im Stuttgarter Schloßgarten vergessen, die den Grafen Eberhard im Schoße des Unterthanen sicher schlafend darstellt?

Auch die Religion unsrer heidnischen Vorfahren durchzog die hohe Selbstachtung des Einzelnen, welche die ängstliche Beobachtung von Opfergebräuchen und Gebetsformeln fernhielt, wie sie dem griechischen und römischen Kultus angehören, um von andern Völkern ganz zu schweigen. Viel herzhafter rückte der Germane, der Deutsche sich seine Göttergestalten nahe, er unterwarf sie

viel mehr den Schranken und der Endlichkeit des Persönlichen, sodaß sie allerdings auch leichter vor dem Christentume dahinwelkten. Denn die Götterdämmerung, die mythische Erzählung von ihrem dereinstigen Untergange, gehörte doch vermutlich auch dem Glauben unsrer Vorfahren an, wenn wir sie auch in zusammenhängender Überlieferung nur von den Scandinaviern kennen. Aber auch den Göttern gegenüber ist die Hingabe der Persönlichkeit das Wertvollste; der Kriegsmann weihte sich als Hagestalt durch den Eisenring am Arm dem Kriegsgott als Gefolgsmann, und Wodan erhob die gefallenen Helden in seine Wolkenburg als seine Genossen im Kampfspiel und Schmaus wie beim letzten Vernichtungskampf. Nach dieser Anschauung formte sich selbst dem christlichen Verfasser des Heliand im neunten Jahrhundert das Verhältnis des Gläubigen zu Christus, der als Gefolgsherr dargestellt ist. Wie weit auch der deutsche Mönch unter dem Banne dieser volkstümlichen Auffassung stand, wollen wir nicht weiter erörtern. Daß das deutsche religiöse Gemüt in Luther oder den spätern Pietisten sich nach einem persönlichen Verhältnis zu Gott und Christus sehnte und in Gebet und Erweckung abarbeitete, dürfte für die Fortdauer dieses Zuges wohl herangezogen werden.

Waren es bisher Züge unsers Volkscharakters, die wir ohne nationale Überhebung edel und achtungswürdig nennen dürfen, ja auf deren Einführung in die geschichtliche Entwicklung Europas wir den tiefsten Unterschied der mittleren und neueren Zeit gegründet glauben, gegenüber dem Völkerehre, in dem das klassische Altertum durch das römische Weltreich der Verjüngung zugeführt wurde, so wollen wir von andern Zügen deutschen Wesens mit deutscher Bescheidenheit reden.

Tag und Nacht mit Bechen fortzufahren, wird keinem verdacht, sagt Tacitus. Und diese Bechlust ist uns im wesentlichen als Erbteil verblieben bis auf den heutigen Tag. Sie ist gewiß nicht ohne weiteres gleichbedeutend mit Völlerei und Unmäßigkeit, wenn sie auch in roheren Zeiten oder bei roheren Naturen häufig genug ausartete. Denn sie ist wohl ein Ausfluß dessen, was wir oft als Gemütlichkeit bezeichnen hören, der Neigung, die scharfen Ecken der Dinge und des Lebens zu übersehen und zu verschleiern. Durch den feierlichen Ernst, mit dem das Trinken gern zu besondern Gebräuchen erhoben worden ist, soll doch schließlich eine gehobene Stimmung erzeugt werden, die dem Gemüte eine gewisse Anregung und Erhebung gewährt. Denn man verlangt dabei vom Manne, daß er einen guten Schluck vertragen könne. Wenn es schon der Grieche der besten Zeit verschmähete, den Wein unvermischt zu trinken, so darf man deswegen deutsches Bechen nicht schlechtthin barbarisch nennen, weil griechische Symposien oder römische Gelage verfeinerter und gesuchter waren. Denn was sollen wir dann für Völker anwenden, die nur trinken, um im Rausch Vergessenheit zu suchen, wie etwa Irländer oder Slawen oder Mongolen? Unsrer langen Winternächte mögen von jeher ihren Teil dazu beigetragen haben, den

Reiz zu steigern, den die Geselligkeit und das Eigenbleiben beim Becher ausübt. Wir wollen es eine nationale Schwäche nennen, ohne zu beschönigen, daß sie in ganzen Perioden unsrer Geschichte zum nationalen Laster geworden ist. Und wenn im deutschen Reichstage Debatten über den Frühshoppen die Verwunderung des Auslandes hervorgerufen haben mögen, so dürfen wir nicht vergessen, daß schon Kaiser Maximilian I. Reichsgesetze gegen das Zutrinken durchsetzte, deren Wirkung freilich ebenso gering blieb.

Daran wollen wir die Neigung zum Glücksspiele reihen, die man wohl auf eine Art Eigensinn zurückführen darf. Denn bei hohen Einsätzen hört es auf, Unterhaltung zu sein und wird zur leidenschaftlichen Wagehalsigkeit. Staunend berichtet Tacitus, daß die Germanen beim Würfelspiel Hab und Gut, Kinder und Weib und zuletzt die eigne Freiheit auf die Würfel setzten und verspielten, und dann willig dem Gewinner in die Knechtschaft folgten. Sie nennen das Worthalten, setzt er verwundert hinzu. Auch diesen Zug vermögen wir leicht durch die Jahrhunderte hindurch zu verfolgen. Wie zahlreich sind die Erzählungen aus dem Mittelalter, in denen Wagehälse mit dem Teufel selbst um die eigne Seele würfeln oder wetten; zum Glück geschieht dann meistens ein Wunder, daß der in Nachteil gesetzte Mensch vielleicht neunzehn Augen wirft, wenn der Böse schon den höchsten Wurf gethan hat. Würfel, mit denen man immer gewinnt, sind ein Preis, hoch genug, um sich dem Erzfeind zu verschreiben. Selbst der zum Tode verurteilte würfelt noch mit dem Henker um sein Leben. Auf diesem Reize beruht wohl auch größtenteils die Streitsucht und Prozeßlust der Bauern, welche den Gegenstand nach seinem Werte gar nicht anschlägt und im Zuge der Instanzen viel weniger an den Rechtsweg denkt, als an die Möglichkeit einer Fortsetzung des Spieles. Daß das eigentliche Glücksspiel auch jetzt noch trotz allen Eingreifens der Gesetzgebung seinen Reiz ausübt, ohne sich gerade auf deutsche Gemüther einzuschränken, bedarf keines Beleges. So manches Vermögen, so manches Leben fällt ihm zum Opfer, und wenn die Verlierenden nicht mehr die Knechtschaft wagen können, so verschwinden sie dafür im weiten Amerika oder in einer Fremdenlegion. Daß sich in die hohen Wetten der gleiche germanische und deutsche Grundzug verzweigt hat, leuchtet sofort ein.

Harmloser und ersprißlicher zeigt sich der Hang zur Geselligkeit, zum gemüthlichen Anschluß zur Förderung der verschiedensten Zwecke in dem deutschen Vereinswesen, das bei allem Wechsel der Zustände seit der Urzeit fortbauert und sich mit aller Freiheitsliebe und Selbständigkeit sehr wohl verträgt. Beruht doch selbst die Gemeinschaft des Gaues oder Stammes kaum auf mehr als auf dem guten Willen der Einzelnen; wenn er nicht mehr mitthun wollte, so wurde ihm daraus kein sittlicher Vorwurf gemacht, wie z. B. beim Untergange der Ostgoten in Italien, um nichts näherliegendes anzuziehen. Die im Innern Deutschlands erstarkende Kirche verfolgte mit Hilfe Karls des Großen

eifrig die Gildonien, wie anzunehmen ist, zusammengeschworene Genossenschaften zu Opferschmäusen als Picknicks und zu andrer gegenseitiger Beihilfe. Aber der Trieb war nicht auszurotten und setzte sich auf dem Boden der Kirche selbst fest in Klöstern und Bruderschaften zur Aufspeicherung von Gebetschätzen. Und über das zusammenbrechende Königtum hinaus erhielten zahlreiche Vereinigungen die nationalen Lebensthätigkeiten aufrecht: Ritterbünde und Städtebünde und Fürstenbünde, Zünfte und Bauhütten und Universitäten. Und später wieder Mäßigkeitsorden und Sprachgesellschaften, die geheimen Orden und die Landsmannschaften der Universitäten und was alles den Zusammenhang mit der Gegenwart herstellt und lange Zeit den Mangel einer staatlichen Organisation des deutschen Volkes durch zahllose Einzelbeziehungen zu vertreten strebte. Was jetzt das Vereinswesen bedeutet, ist kaum zu ermessen, es umfaßt alle Lebensäußerungen von der harmlosesten Geselligkeit bis zur Pflege der höchsten nationalen Angelegenheiten, die über die Kräfte des Staates hinausreichen, die innere Pflege der Sprache, die Wacht über ihre äußere Verbreitung, die Verpflanzung deutscher Volksart in fremde Erdteile.

Aber auch unsern größten und verhängnisvollsten nationalen Fehler müssen wir in den frühesten Zeiten schon hervortreten finden. Und dabei bewährt sich ein tief sinniges Wort des Aristoteles, daß Fehler und Laster nur die Über-treibung von Tugenden nach der andern Seite hin, nur Umschlag und Ver-kehrung derselben seien. Denn wie einerseits das Übergewicht der Persönlichkeit gegenüber aller Form des Zusammenhaltes, allen Gesetzen und Ordnungen die wuchernde Fülle selbständiger neuer Bildungen hervorbringt und den Deutschen zum gebornen Kolonisten und Weltläufer macht, der immer wieder Wurzel faßt und gedeiht, wo ihn das Geschick hinwirft, so schlecht verträgt sich andererseits diese Selbständigkeit mit dem öffentlichen Geist, mit dem Herdenbewußtsein, das kleine Völker stark macht. Wo Unterordnung für das Ganze und Große von Vorteil wäre, beharrt der Einzelne mit Eigensinn auf seiner Meinung, auf seinem Willen, auf seinen Besonderheiten. So ist Uneinigkeit, Parteilung, Stammeseifersucht eine gefährliche Liebhaberei deutscher Volksart. Dieser Zwietracht und Abson-derungssucht freute sich schon der Römer, dem vor der Wucht der vereinigten Stämme und Völkchen bange mußte. Und oft genug seit jener Zeit ist dieser Zug deutschen Volkscharakters der Bundesgenosse des Auslandes, der Verderber deutscher Machtentfaltung geworden.

Dazu kommt leider die Neigung, fremdes Wesen schon deshalb zu achten, weil es als neu und ungewohnt Eindruck macht, auch wenn es nicht besser ist als das heimische. Darum wird fremde Volksart, fremde Sprache und Sitte dem einzelnen Deutschen leicht gefährliche Verlockung zur Verleugnung des ange-stammten Wesens. Das ist die Ausländerei, unsre Volkskrankheit seit uralter Zeit, von der römischen Partei unter den Cheruskern des Arminius bis zu unsern Landsleuten in Ungarn oder Polen oder Amerika, die dem Zauber der

eingebildeten oder angemessenen Überlegenheit des fremden Wesens unterliegend auf ihre Muttersprache verzichten und ihre ehrlichen Namen nach der fremden Zunge verdrehen. Deshalb hat sich der Deutsche von jeher ohne besondere Gewissenskrupel sogar zum Vorkämpfer gegen seine Landsleute hergegeben; wie die Römer von germanischen Söldnern ihr sinkendes Reich fristen zu lassen verstanden, so sehen wir jetzt entdeutschte Deutsche allenthalben in Amerika und Polen und Böhmen und besonders in Ungarn an der Spitze, wo es die Verdrängung deutschen Wesens gilt.

In diesen kurz zusammengefaßten Zügen unsers Wesens dürfte sich ein tieferer Zusammenhang deutscher Geschichte kundthun als in einer bloß räumlich und zeitlich geordneten Folge von Begebenheiten. Aber wie beim einzelnen Menschen der Charakter keineswegs als etwas Starres und Unabänderliches gedacht werden kann, wie vielmehr durch harte Lebensschicksale oder durch Verwöhnung des Glückes sich manche Veränderungen ergeben werden, so bringen auch bei einem ganzen Volke die Schicksale mancherlei Einwirkungen mit sich, deren Betrachtung die Wandlungen seines Volkscharakters festzustellen und zu erklären suchen muß. Zwar wäre es falsch, von der Lebensdauer eines Volkes zu reden. Die natürlichen Grundlagen des Völkerlebens haben an sich keine erkennbare Schranke. Wenn es mit immer erneuter Kraft seine Selbständigkeit aufrecht zu erhalten und sich den veränderten Bedingungen seines Lebens anzupassen vermag, wenn es sich immer wieder die Formen zu erarbeiten versteht, in denen, wenn nicht jeder, doch die Mehrzahl gedeihen und wirken kann, so wird es alt und jugendfrisch sein zu gleicher Zeit. Und dieses Abstoßen veralteter Einrichtungen und die Erwerbung besserer Lebensformen bildet seine innere Geschichte, wie die äußern Gefährdungen, deren Abwehr oder Überwindung sein Anteil an der Allgemeingeschichte sind. Die Folgen beider Seiten der Geschichte für die Entwicklung der Volkseigenschaften soll die nachfolgende Betrachtung darzustellen versuchen.

## 2.

Als die eigentliche Jugend- und Bildungszeit unsers Volkes darf man die Jahrhunderte betrachten, in denen es, im Westen und Süden durch die römische Macht an Ausbreitung gehindert, mit dem besetzten Lande durch Annahme des Ackerbaues in ein engeres Verhältnis trat. Nur kurze Zeit war seine Unabhängigkeit und die Einheit seiner Entwicklung bedroht; in einer rauhen, wenig gezähmten, doch weder einschüchternden noch verwöhnenden Landesnatur das Bollwerk seiner Freiheit findend, körperlich gestählt durch das Klima, das, rauher als jetzt, zu energischer Bewegung und Übung der Kräfte zwang und, wie anzunehmen ist, bei starker Kindersterblichkeit eine Auslese der kräftigsten Menschen herstellte — erwuchs ein Naturvolk, dessen Zuständen und Lebensweise man

nicht immer gerecht geworden ist. Die Römer und ihnen folgend die Franzosen stellen sie gern als Barbaren dar, denen der Tag zwischen Aufregung und Anspannung aller Kräfte und faulem Lagern auf den Bärenhäuten wechselte. Gewaltthätig und unbedachtsam seien sie gewesen, es habe ihnen an Ausdauer und Standhaftigkeit, an Ordnungsfinn und Arbeitsliebe gefehlt. Alles das werfen die Römer den Germanen vor. Aber es wäre doch wenig ersprießlich, alle diese Vorwürfe aneinanderzureihen, die von verschiedenen Männern bei verschiedenen Anlässen gefallen sind. Anderseits hat man zu viel geschlossen aus der Art und Weise, wie Tacitus bei aller Überlegenheit des Kulturmenschen ihre Einrichtungen darstellt mit einer aus geheimer Furcht und unwillkürlicher Achtung zusammengeschlossenen Empfindung und mit patriotischer Beklemmung. Eine Ahnung späterer Entwicklung darf man ihm deswegen noch nicht leihen, weil es leicht fiel, ein wirksames, scharf umrissenes Bild ihrer Eigentümlichkeiten zu entwerfen, die uns durch ihre Gruppierung einen wohlberchneten Gegensatz gegen die Verderbnis des römischen Volkes und Staates bilden. So hebt er vor allem den Freiheitsfinn hervor, der auch zwischen Adel und Gemeinfreien keinen Unterschied der Rechte und Pflichten zuließ und über angeerbten Vorrang die Tüchtigkeit des Mannes stellte. Die Voraussetzung desselben ist eben auch die wesentlich soziale Gleichheit der Volksgenossen, da alle neben der Jagd und Viehzucht leichter Ackerbau nährte, gleichviel ob der Adliche und Reichere ihn durch Pächter und Knechte betrieb oder der freie Bauer selbst Hand anlegte. Und bei der Wahl der Richter und Häuptlinge war jedes Mißtrauen der Niedern gegen die Hohen ausgeschlossen; dieselbe Gleichheit zeigte sich auch in der Pflege des Rechtes als allgemeinen Besitztums — nicht wie bei den Römern oder Griechen in früherer Zeit als Erbweisheit bevorrechteten Adels oft eigennützig mißbraucht. Leibstrafen, Beraubung der Freiheit, schimpfliche Hinrichtung war deshalb den Germanen dieser Zeit etwas Unbekanntes, die Volksgenossen entschieden, durch Abtretung von Gütern konnte der Verurteilte Buße leisten — so wenig galt Recht und Sicherheit als eine unpersonliche Hoheit die verletzt worden war.

Diese wesentliche Gleichheit der Volksgenossen rang gegen den Eintritt in eine Welt, die auf Unterjochung und Ungleichheit gebaut war, und das römische Reich fand eine Schranke an der Todesverachtung und Tapferkeit der unter sich so uneinigen Stämme, die fast nichts als ihre Art zu leben und zu sein zu verteidigen hatten. Nur die Not der Ernährung ihrer anwachsenden Volksmenge trieb sie zum Angriff, und als die Verteidigungskraft des römischen Reiches nachließ, erfüllten sich die verödeten Landschaften jenseits der bisherigen Grenze mit germanischer Bauernbevölkerung.

Und dadurch endete die bisherige Abgeschlossenheit der binnenländischen Stämme. Durch die Franken, deren Herrschaft an der Westgrenze sich bildend nach Osten und Westen sich ausbreitete, wurden sie aus der Vereinzelung ge-

rissen und zuerst in eine wenn auch noch so lockere Vereinigung gebracht. Zugleich begann die Festsetzung des Christentums, zwei folgenreiche Ereignisse für den Volkscharakter.

Ungerechtfertigt wäre es, aus der Unterwerfung unter die Franken auf eine Abnahme der frühern Tapferkeit und Waffenfertigkeit zu schließen. Der Anschluß an das fränkische Reich konnte nicht als Fremdherrschaft angesehen werden und war auch so locker, daß er doch immer wieder aufgefrischt werden mußte. Er beschränkte sich im wesentlichen auf die Anerkennung der Hoheit und auf kriegerische Hilfsleistung, ohne zunächst die gewohnten Einrichtungen anzutasten. Da dieses Zusammenrücken auch schon bei der Bildung der Stämme, der Schwaben und Baiern und Sachsen stattgefunden und durch die Lage des fränkischen Stammes in der Mitte, wenigstens seit dessen Ausbreitung über das Mittelrhein- und Maingebiet, ein Beispiel und Vorbild hatte, konnte es auch nicht als Bruch mit der Vergangenheit betrachtet werden. So treten auch die Folgen auf die Umstimmung des nationalen Charakters erst nach Jahrhunderten deutlich hervor.

So auch die Folgen der Einführung des Christentums und der Verdrängung des einheimischen Heidentums. Denn bei der Art seiner Einführung kann man nicht eine tiefinnerliche Wirkung erwarten, wie etwa Luther von einem neuen Adam sprach, der an die Stelle des natürlichen Menschen treten soll. Der Einzelne kann aus einem Saulus ein Paulus werden, aber nicht ein ganzes Volk. Das Christentum als Organisation, als Kirche mit ihren sichtbaren Einrichtungen, mit ihren Gottesdiensten in lateinischer Sprache, die, wenn auch nicht mehr als die der alten Feinde, aber doch bei allem Anspruch auf Heiligkeit als eine fremde, unverständliche erschien, fand mit mancher andern Habe der Kultur wie dem Steinhaus und Weinbau Aufnahme. Aber unmöglich war es, daß ein Volk von Ackerbauern für die Lehre der Kirche, wie sie innerhalb der städtischen Kultur der Griechen und Römer sich entwickelt hatte, ein Verständnis hätte gewinnen sollen; dem stellte sich schon die Ausbildung ihrer Sprache als unübersteigliches Hindernis entgegen. Dazu kam noch ein andres. Was die christlichen Priester zu bekämpfen hatten, war zwar nichts weniger als ein Religionsystem wie das der Ägypter oder Griechen oder Römer — dazu mangelte die plastische oder theoretische Ausgestaltung der Götter, der Kultus und ein Priesterstand mit eigener Bildung oder Standesbewußtsein —, dennoch waren die Verkündiger des Christentums weit entfernt, den Götterglauben der Germanen, im wesentlichen eine Mythologie der Naturerscheinungen, verbunden mit einer Übertragung der irdischen Geschäfte, des Kampfes, des Ackerbaues zc. als eine Phantasieschöpfung zu behandeln, die jeder Gegenständlichkeit ermangle. Indem sie vielmehr die Wirklichkeit der heidnischen Götter nicht antasteten, nur ihre Macht bestritten, stellten sie sie als böse Dämonen hin im Gegensatz zu dem wahren Gotte und brachten so einen Zwiespalt in die religiösen An-

schauungen des Volkes. Die daraus entspringende Verwirrung, die Furcht vor den bösen Mächten, mit denen man so lange alle Lebensgeschäfte verknüpft gedacht hatte, mochte bei vielen durch die Aufregungen des Lebens zurückgedrängt werden, häufig brach sie am Ende des Lebens durch in völliger Abkehr von der Welt und deren Täuschungen und Lockungen, denen man sich nicht hatte entziehen können. Das Bewußtsein, bisher nur dem einen gedient zu haben, trieb dazu, den Rest des Lebens ausschließlich für das andre zu verwenden. Deshalb am Ende des Lebens der so häufige Eintritt in ein Kloster. Man muß sich also hüten, von der Verkündigung der christlichen Lehre eine vollständige Umkehrung des Volkscharakters zu erwarten, besonders da die Aufnahme sich auf die Aneignung und Einprägung weniger Hauptpunkte, des Vaterunsers und Glaubens beschränken mußte. War doch selbst diese Forderung der gedächtnismäßigen Leistung so wenig durchzusetzen, daß Karl der Große erst den weltlichen Arm zur Durchführung dieses Religionsunterrichtes bot, allerdings mit der seltsamen Verordnung, daß diese Hauptstücke des Glaubens lateinisch gelernt werden sollten.

Hingegen entfaltete die Kirche eine heilsame Thätigkeit, wenn sie die Ausbrüche der Gewaltthätigkeit und Unbotmäßigkeit, die der germanische Charakter bei der Mißachtung gegen jedes auferlegte Gesetz mit sich führte, in strenge Zucht und Bestrafung zu nehmen sich bemühte. Jetzt wurden auch die Volksrechte, die lange mündlich fortgepflanzt worden waren, aufgezeichnet, und in der Verschärfung der Strafen für Gewaltthaten glaubt man kirchlichen Einfluß zu finden.

Noch ausgiebiger wurde der Grundzug des altgermanischen Wesens, der hochfahrende Trotz, der nichts über dem eignen Willen anerkennen wollte, wenigstens soweit er auf der geselligen Gleichheit aller Volksgenossen beruhte, gebrochen durch das Durchsetzen einer neuen Gesellschaftsordnung, des Lehenwesens oder Feudalismus. Seiner Wurzel nach allerdings selbst germanisch, ist er das Gegenteil der römischen Staatsidee, der Hoheit des unpersonlichen Staates, seiner Beamten und Bürger. An die Stelle des abstrakten Staates trat der König, dem persönlich Treue und Gehorsam geschworen ward, wofür er seine Huld und Gnade durch Zuweisung der Nutznießung von Gütern als Lehen bewies. Indem sich dieses Verhältnis persönlicher Unterordnung immer mehr ausbreitete, und zugleich auf die Lehenleute immer ausschließlicher der Kriegsdienst überging, machte die alte demokratische Gleichheit einem gegliederten Aufbau von Ständen Platz. Bald verzichtete ein großer Teil der ärmeren Freien, teils gezwungen, teils freiwillig, auf die Lasten der vollen Freiheit und stellte sich unter geistliche und weltliche Herren, um sich, weniger durch Kriegsdienst gestört, dem Ackerbau zu widmen. Damit traten auch die kriegerischen Charakterzüge mehr in den Hintergrund.

(Fortsetzung folgt.)